

CLARA LANGENBACH

HOFFNUNG IM HERZEN

DIE SENFBLÜTENSAGA



Clara Langenbach

Hoffnung im Herzen

Die Senfblütensaga 3

Roman

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Düsseldorf 1920: Nach der überstürzten Flucht aus Metz müssen Emma und die Familie Seidel ihre Existenz neu aufbauen. Doch als Flüchtlinge sind sie nirgends gern gesehen. Das Wertvollste, was Emma besitzt, sind Carls Pläne für Senfmaschinen. Aber wie soll sie ohne ihn den Betrieb wieder aufbauen? Emma bleibt nichts anderes übrig, als auf die Gnade ihrer Eltern zu hoffen. Ihre Mutter sieht in der Notlage der Seidels eine wunderbare Chance, sich an der Familie zu rächen. Wird es Emma gelingen, sich in der Gesellschaft zu behaupten, die sich gegen sie verschworen hat? Ihre Lage scheint aussichtslos zu sein. Bis jemand aus ihrer Vergangenheit wieder auftaucht ...

Biografie

Clara Langenbach liebt Geschichten, die im Alltäglichen stecken. »Die Senfblütensaga« ist inspiriert vom wahren Leben einer Firmengründerin Anfang des 20. Jahrhunderts. In dieser hinreißenden Trilogie verknüpft die Autorin ihre Leidenschaft für historische Stoffe und Liebesromane mit kulinarischem Genuss und erfüllte sich so einen eigenen Traum.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Triggerwarnung:

In diesem Roman wird an einzelnen Stellen sexualisierte Gewalt geschildert. Physische und psychische Gewalt, Tod, Trauerbewältigung und posttraumatische Belastungsstörungen kommen u. a. im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg vor. Im historischen Kontext werden zudem Diskriminierung und diskriminierender Sprachgebrauch sichtbar. Dies betrifft die Themen Ableismus, Antisemitismus und Rassismus.

*Für meinen Vater,
der mir die Liebe zum Lesen und
Schreiben geschenkt hat.
Ruhe in Frieden.*

Teil Eins

Speyer, 1918

EMMA

Die Arme um die Schultern geschlungen, machte Emma ein paar Schritte auf die ausladende Treppe zu, die zum großen Eingangsportal führte. Sogleich verzog sich ihr Gesicht vor Kälte. Trotz bequemen Schuhwerks hatte sie sich die Zehen und Fersen wund gerieben. Wind und Regen peitschten unaufhörlich auf sie ein, und schon nach wenigen Sekunden war sie vollkommen durchnässt. Dennoch kreiste nur ein Gedanke in ihrem Kopf: Sie hatten es geschafft! Ihre Flucht aus Metz hatte ein Ende gefunden. Ihr Blick strich über die weiße Fassade des Herrenhauses. Das warme Licht hinter den großen Bogenfenstern lockte mit seiner Gemütlichkeit. Nur wenige Stufen trennten sie von trockenen Räumlichkeiten, einem heißen Bad und sauberer Kleidung. Und doch kam es ihr nach den langen Strapazen unwirklich vor.

»Ist alles in Ordnung?« Neben ihr tauchte Louise auf. Regenbäche liefen über ihr Gesicht. Das nasse Haar klebte ihr

am Kopf und an den Wangen, die ihre Rundlichkeit verloren hatten. Ihr Kinn bebte, obwohl sie alles daranzusetzen schien, nicht zu sehr mit den Zähnen zu klappern.

»Ja, natürlich«, erklärte Emma rasch. »Es ist nur ...« Sie verstummte. Plötzlich fühlte sich ihre Kehle ganz wund an, und jeder Ton schien sie noch mehr aufzureiben. Sie starrte auf die große, mit Ornamenten verzierte Eichentür, und es kam ihr vor, als hätte eine Pranke ihre Brust gepackt und würde die Luft aus ihrer Lunge herauspressen. Was sollte sie sagen? Wie konnte sie nur erklären, dass sie es einfach nicht schaffte, die Stufen emporzusteigen und die Hausglocke zu betätigen?

»Emma?« Louise stupste sie sanft an.

Sie sollte stark sein. Diese Familie brauchte sie!

Stattdessen reichte Louises leichte Berührung aus, um sie zu Fall zu bringen. Ihre Knie gruben sich in den Kies der Einfahrt, sie krümmte sich, während sie mit den Händen ihre Schultern noch fester umarmte. Sie schlotterte, während sie unter dem geißelnden Regen weinte, so sehr weinte, dass sie darin zu ertrinken glaubte.

Schnelle Schritte. Antoine kniete sich neben sie. Sie sah ihn nicht, aber sie fühlte seine Präsenz. Noch immer lauerte etwas Dunkles, Bedrohliches darin, obwohl Emma mit ganzer Kraft versuchte, dieses Gefühl abzustreifen.

»Was ist passiert?« Seine Stimme klang fern und hohl, aber genauso besorgt wie die von Louise. Ehrlich besorgt. Er spielte ihr nichts vor. Und dieser Umstand war am schwersten zu

ertragen, denn gegen seine tiefe Aufrichtigkeit war sie nicht gewappnet. Es machte sie nur verletzlicher.

»N-nicht ... nicht anfassen ...«, wimmerte sie, obwohl sie am liebsten losgebrüllt hätte. Wie sollte sie nur weitermachen? So tun, als wäre nichts passiert? Nach vorn blicken und alles hinter sich lassen?

»Emma«, flehte Louise, zitternd und völlig durcheinander.
»Was ist nur los mit dir?«

Immer noch weinend, hob Emma den Kopf und schaute abermals zur Tür. Da wartete eine neue Welt auf sie. Ein neues Leben. Ein Leben ohne Carl.

»W-wie ... wie soll er uns finden?« Sie verstand ihre eigenen Worte kaum, so sehr versanken sie im Wind und plätschernden Regen. »Wenn wir hier sind und nicht in Metz? Was ist, wenn er ... wenn er ... doch noch zurückkommt?« Alles in ihr zog sich zusammen. Ihr eigener Körper wie ein Gefängnis, das sie im Hier und Jetzt hielt, während Carl ... während Carl fort war.

Denn er würde nicht zurückkommen. Er würde niemals zurückkommen.

Carl und Emma. Emma und Carl.

Hier, an dieser Schwelle, war sie nur noch Emma.

»Bleib bei ihr«, murmelte Louise, trat auf die Tür zu und klingelte. Emma zuckte zusammen, richtete sich auf den Knien auf und starrte fassungslos den Eingang an. Schluchzend wischte sie sich über das Gesicht, auch wenn der Regen ihre Tränen längst weggespült hatte. Trotzdem schaffte sie es nicht hochzukommen. Was würde ihr Onkel nur über sie denken?

Antoine stellte sich vor sie und schirmte sie ab, als die Tür sich öffnete.

»Sie wünschen?«, tönte eine nasale Frauenstimme, hoch und unangenehm abweisend.

»Emma Seidel«, behauptete Louise unbeeindruckt.

»Geborene Bergmann. Mir ist klar, dass es nicht die passende Zeit für einen Besuch ist, aber wir müssen dringend den Hausherrn sprechen.«

Stille dehnte sich aus bis ins Unendliche. Nur der Regen rauschte und verschluckte jedes andere Geräusch.

»Einen Augenblick«, kam es zurück. Tippelnde Schritte entfernten sich.

Emma schnappte nach Luft, um die Ketten zu sprengen, die ihre Brust zusammengezurrt hatten. Sie musste hoch. Irgendwie auf die Beine kommen.

Als hätte Antoine es gespürt, drehte er sich zu ihr um und reichte ihr die Hand. Sie beachtete ihn nicht. Noch immer schien es ihr vollkommen abstrus zu sein, dass er da war. Aus Fleisch und Blut vor ihr stand. So lebendig! Während die Zeilen seines Briefes vor ihren Augen herumhüpften: *Wenn du das liest, bin ich vermutlich tot. Aber du bist nicht tot, hätte sie am liebsten losgeschrien. Carl ist es, der tot ist! Carl! Warum ... warum ... ausgerechnet Carl?*

Seufzend ließ Antoine seinen Arm sinken. Enttäuschung flog über seine Züge. Aber auch Verständnis – nichts anderes hatte er erwartet. Es war Louise, die Emma packte und auf die Beine zog. »Hier draußen holen wir uns nur den Tod. Wir müssen die

Sache schnell klären und die anderen ins Warme bringen.« Sie deutete zum Laster, der neben einer überdimensionierten Marmorschale mit aus Stein gemeißelten Bonbons parkte. *Bergmanns bunte Mischung* verhiess die eingravierte Inschrift.

Das Dienstmädchen hatte die Tür offen gelassen. Also schleppte Louise Emma einfach über die Schwelle. Ihre ausgelatschten Schuhe hinterließen matschige Abdrücke auf dem polierten Boden, die nassen Kleider tropften regelrechte Pfützen voll.

Emma wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, aber es reichte, um sich wieder zu fassen. In der Luft lag der fruchtig-minzige Duft, der Onkel Johann überallhin begleitete. Der Geruch nach Bonbons und Frische-Pastillen hatte sich tief in diesen Wänden eingenistet. Woran ihr Onkel wohl gerade tüftelte? Unwillkürlich sah sich Emma nach Kristallschalen um, die früher überall gestanden hatten und mit den neuesten Kreationen zum Naschen verführten. Konnte aber keine entdecken.

Auf der Treppe raschelte es. Emmas Blick schnellte hoch. »Tante Mathilde!« Ingeheim hatte sie gehofft, ihren Onkel zu sehen. Mit ihm zu sprechen, fiel ihr tausendmal leichter, als sich vor Mathilde Bergmann zu rechtfertigen, warum sie ohne jegliche Vorwarnung auf ihrer Schwelle aufgetaucht war. Diese Frau hatte nie einen Hehl daraus gemacht, wie wenig sie von der Verwandtschaft ihres Mannes hielt. »Bitte entschuldige den überraschenden Besuch.« Ihre Stimme zitterte immer noch von dem plötzlichen Weinausbruch. Aber mit etwas Glück führte

ihre Tante das vielleicht bloß auf das Unwetter da draußen zurück. »Mir ist klar, dass es nicht gerade die passende Zeit ...«

»Ersparen wir uns die Höflichkeitsfloskeln. Was willst du?«

Nur schwer fand Emma die Sprache wieder. Diese Frau hatte schon immer eine furchteinflößende Wirkung auf sie gehabt. Wie so oft fühlte sie sich klein und unerwünscht unter diesem strengen Blick.

»Ist Onkel Johann zu Hause?« Sie merkte selbst, wie fiepend sie klang.

»Dein Onkel ist tot.«

Emma taumelte. Als würde der Boden unter ihren Füßen einbrechen. »Tot? Was ...« Sie schluckte krampfhaft. »Was ist passiert?«

»Die Seuche ist passiert!«, schnitten Mathildes Worte in sie ein. »Vor zwei Wochen ist er gestorben. Kurz nach Kitty und Henny.«

Kitty. Henny. Sie sah ihre Cousinen. Lachend und wild herumtobend zwischen den Bäumen des heimischen Gartens. Früher – da waren sie unzertrennlich gewesen. Und jetzt ...

... jetzt gab es sie nicht mehr.

»Und Betty?« Sie knetete ihre Finger. O mein Gott, Betty, war sie denn wenigstens wohlauf? Egal, wie sehr sie sich im Verlauf der Zeit voneinander entfernt hatten – so einen Schicksalsschlag hatte keine Familie verdient!

»Ihr Mann ist ein Politiker in Berlin. Einer dieser *Sozialisten*.« Mathilde Bergmann kniff den Mund zusammen.

Ihre dünne Hand krallte sich in das Gelände wie eine Vogelklaue. »Wir haben keinen Kontakt.«

Emma spürte, wie ihre Beine ganz schwach wurden, wie sehr sie zitterte und wie eine neue Welle der Verzweiflung anrollte, der sie nichts entgegenzubringen vermochte. Ein Glück, dass Louise da war und sie sich an ihrer Schwägerin abstützen konnte. Wie unter Wasser hörte Emma Louises Erklärungen, sachlich und knapp berichtete die junge Frau über ihre Odyssee: Metz, Franzosen, die Flucht im klapprigen Laster, den nur ein Wunder so lange zusammengehalten hätte. Die Bilder rauschten wie eine Lawine durch Emmas Verstand. Unaufhaltsam. Erschütternd. Als würde sie alles von neuem erleben: den Einmarsch der französischen Truppen, die von den alteingesessenen Lothringern mit Jubelrufen und Marseillaise-Gesängen empfangen wurden. Die Angst der Altdeutschen um das eigene Wohl und die Sicherheit ihrer Liebsten. Wie ihr Schwiegervater Ehrhard in der Senffabrik zusammengeschlagen worden war. Das waghalsige Unternehmen, den Laster zu klauen, in dem sie innerhalb von vierundzwanzig Stunden aus der Stadt fliehen mussten.

Jetzt waren sie da.

In der Hoffnung, einen Unterschlupf zu finden.

Als Louise verstummte, wurde es still. So still, dass es Emma erneut die Kehle zuschnürte. Warum sagte ihre Tante nichts?

Entschieden löste sich Emma aus Louises Griff und trat vor. »Wir wissen einfach nicht, wohin. Onkel Johann ...«

»Wie du gerade gehört hast, ist Onkel Johann tot«, unterbrach Tante Mathilde sie. Ihre drahtige Gestalt wirkte wie aus Stein gemeißelt. Und diese Augen ... Es kam Emma vor, als hätte der Verlust jegliches Gefühl darin ausgehöhlt und nichts Lebendiges mehr hinterlassen. »Dieses Haus hat schwere Zeiten hinter sich. Du hast sicherlich Verständnis dafür, dass wir keine Flüchtlinge aufnehmen können.«

»Bitte!« Das Flehen pulsierte in Emmas Hals. »Wenigstens für einen Tag! Für ein paar Stunden!«

Tante Mathilde schnaubte. »Meinst du wirklich, du kannst hier auftauchen und von mir fordern, dich und ...«, sie deutete auf Louise und Antoine, »... und deine Bagage da zu umsorgen?«

Die Worte fühlten sich wie eine Ohrfeige an. Emma taumelte zurück. Es hatte keinen Sinn, an Mathildes gutes Herz zu appellieren, denn dieses Herz war gebrochen. Tief in ihrem Innern konnte sie ihre Tante sogar verstehen. Denn auch in ihrer eigenen Brust war nichts außer Scherben, die sich in ihre Seele bohrten und höllisch weh taten. Sie beide hatten so viel verloren. Die Welt schien nur noch aus Trümmern zu bestehen. Und wenn sie unter der Last zusammenbrachen, die auf ihnen lag, würden sie nie mehr hochkommen. »Ich weiß, wie es ist, vor Trauer wie betäubt zu sein. Keine Kraft mehr aufbringen zu können, um nach vorn zu blicken und weiterzumachen. Ich kenne den Schmerz, den du fühlst!«

»Du kennst meinen Schmerz? Wie kannst du es wagen!«, schnaubte Tante Mathilde bitter. Zorn loderte in ihren Augen

auf. Also war sie doch noch zu Gefühlen fähig. Auch wenn diese Gefühle sie zu Asche zu verbrennen schienen.

»Auch ich habe meinen Mann verloren!«, rief Emma aus, und etwas riss in ihrer Seele. Eine Wunde, die nie ausheilen würde. Und der Schmerz, von dem sie gesprochen hatte, fuhr in jede Faser ihres Körpers. Zum ersten Mal wurde ihr bewusst, was sie da gerade gesagt hatte. Laut und aus ihrem tiefsten Innern heraus. Und plötzlich wurde aus Worten Wirklichkeit, die mit der ganzen Unbarmherzigkeit auf sie einstürzte.

Hilfesuchend sah sie zu ihrer Tante. Wie schaffte man es nur, daran nicht zu zerbrechen? Bitte! Sag mir, dass man die Hoffnung nicht verlieren darf. Dass irgendwann ein Tag anbricht, an dem es sich ein wenig leichter anfühlt, es zu ertragen.

Steif und mit kerzengeradem Rücken stieg Mathilde Bergmann ein paar Stufen hinunter.

»So, du hast deinen Mann verloren? Deine zwei Töchter auch? Ich glaube nicht.« Kühl und ohne jegliche Bedeutung hallten die Worte von den hohen Wänden wider. »Also erzähl mir nichts davon, was du da verstehst. Denn du verstehst rein gar nichts! Und jetzt raus hier.« Ruckartig wandte sie sich ab, im Begriff wegzugehen.

»Nein, warte!« Emma rang um Worte, Gefühle, um die letzten Funken ihres Verstandes, die noch nicht vollends in der Verzweiflung versunken waren. »Wilhelmine hat Fieber, sie muss ins Trockene. Und Louises Sohn ist völlig erschöpft. Er ist doch noch ein Kind!«

»Geht!«, warf Tante Mathilde ihr knapp zu, als fürchtete sie, allein mit dem Wort »Fieber« würde sich die Seuche wieder Zutritt zu diesem Haus verschaffen. »Hier gibt es keinen Platz für euch.«

»Aber wo sollen wir hin?« Verzweiflung schlug in ihr hoch und drohte, sie vollkommen zu übermannen. Verzweiflung bis zur Besinnungslosigkeit. Stumm drückte Louise ihre Hand, doch was half das schon, wenn sie gleich zurück in den Regen mussten. Um ohne jegliches Ziel den klapprigen Laster durch die Straßen zu jagen.

Tante Mathilde zuckte die Schultern. »Du hast deine Eltern. Sie sind dazu da, sich um dich zu kümmern.«

Ihre Eltern ... Alles, nur nicht das! Hatte sie es laut ausgesprochen?

»Ich lasse dir die Adresse geben«, kam es trocken zurück. Dann stieg Mathilde Bergmann die Stufen hoch.

Eine Weile glaubte Emma, im Nichts zu schweben.

Bis die Stimme des Dienstmädchens sie aus der Trance herausholte. »Die Adresse.« In der Mitte des Tablett, das sie in der Hand balancierte, lag ein Kärtchen. »Und jetzt verlassen Sie bitte unverzüglich das Haus.«

Emma schaffte es kaum, sich zu rühren. Die Schwermut legte sich über sie wie ein dunkler Mantel, der sie niederdrückte. Nur verschwommen sah sie, wie Antoine seine Hand ausstreckte und das Kärtchen vom Tablett pflückte. *Was machen wir jetzt?*, pochte es in ihren Schläfen. Doch ihr Kopf gab absolut nichts her. Sie stand vollkommen neben sich und

beobachtete schon fast unbeteiligt die Situation, zu der sie nicht gehören wollte. Unmöglich konnten sie zu ihren Eltern fahren und die beiden um Gnade anflehen. Nicht nach dem, was passiert war. Niemals würde ihre Mutter die Schmach in der Kirche vergessen, und Emma schaffte es nicht einmal, sich vorzustellen, auf welche Weise Käthe Bergmann es ihnen allen heimzahlen würde, sollte sie die Gelegenheit dazu bekommen.

»Komm jetzt.« Louises Arm legte sich um Emmas Schultern. Aus dem ersten Impuls heraus wollte sie ihn abschütteln, doch Louise ließ es nicht zu. »Hier können wir nicht bleiben.«

Sanft, aber bestimmt wurde Emma über die Schwelle geschoben. Wie ein eisiger Schwall ergoss sich der Regen über sie. »Was sollen wir nur tun?«, stammelte sie vor sich hin, während ihre Lippen zitterten. Ihr Kopf war leer.

»Wir sind die Seidels. Zusammen stehen wir alles durch, Emma.« Der Griff um ihre Schultern wurde eine Spur fester. »Absolut alles, hörst du? Etwas anderes darfst du nicht denken!«

Sie ließ sich weiterführen, verfluchte sich dafür, dass sie es sich erlaubte, so schwach zu sein, und konnte nichts dagegen tun. Alles um sie herum schien zu bröckeln. Rieselte ihr durch die Finger wie Sand. Zerrüttete ihre Seele.

Schon standen sie beim Laster. Antoine drehte das Kärtchen vor ihrer Nase. »Weißt du, wo das ist?«, fragte er sanft, doch die Zeilen zerflossen vor ihren Augen. Vielleicht hatte der Regen das Papier schon zu sehr aufgeweicht. »Du kennst dich hier besser aus als wir. Meinst du, du schaffst es, uns hinzuleiten?«

Louise scheuchte ihn in Richtung Fahrertür, ohne auf die Antwort zu warten. »Sonst fragen wir einfach nach dem Weg. Los jetzt! Ich sehe nach meiner Mutter. Emma? Fahr du vorne.« Sie schob Emma noch ein Stück weiter zum Laster, dann drehte sie sich schwungvoll um und ging nach hinten.

Emma sah ihrer Schwägerin hinterher. Ingeheim fragte sie sich, woher diese Frau die Kraft nahm, weiterzumachen. Trotz allem, was ihr Leben so gewaltig durcheinandergewirbelt hatte. Sogar als der totgeglaubte Antoine vor ihr gestanden hatte, war sie damit umgegangen, als wäre es nur ein Punkt auf ihrer Liste, der eingeordnet und abgehakt werden musste. Unbeirrt tat Louise, was getan werden musste. Traf Entscheidungen für sich und Frederick und beachtete Antoine recht wenig, der die meiste Zeit schweigsam blieb. Ein wenig konfus sogar. Als wüsste er nicht wirklich, wo er seinen Platz suchen sollte und ob es die richtige Entscheidung gewesen war, zurückzukommen.

Emma hatte nichts gefragt – seit er wieder aufgetaucht war, hatten sie kaum eine Handvoll Worte miteinander gewechselt. Sein letzter Brief stand zwischen ihnen, die Zeilen, die sie noch immer aufwühlten, sobald sie daran dachte. Und noch viel mehr. Es fiel ihr so unglaublich schwer, seine Anwesenheit zu ertragen. Aber er war nun einmal da, und sie musste es akzeptieren.

Über die Umstände seiner Rückkehr hatte sie nur nebenbei etwas von Louise mitbekommen. Ihre Schwägerin hatte berichtet, dass Antoine wohl eine schlimme Lungenentzündung

durchgemacht hatte. Dass es zeitweise schlecht um ihn stand, wirklich schlecht, dass er geglaubt hatte, die Krankheit nicht zu überstehen. Doch er hatte es geschafft, war als dienstunfähig entlassen worden und genau im richtigen Moment im Seidel'schen Park erschienen, um sie alle auf ihrer überstürzten Flucht zu begleiten.

Unwillkürlich schauderte es Emma bei dem Gedanken, dass er es immer irgendwie schaffte, in ihrem Leben aufzutauchen. Dass ihre Wege sich unweigerlich kreuzten, auch wenn die Welt um sie herum auseinanderbrach. Während Carl und sie sich ständig zueinander hingekämpft hatten, nur damit er doch noch von ihr losgerissen wurde. Wie viel Schicksal verträgt ein Leben?, fragte sie sich im Stillen. Vor allem: ihr Leben. Lohnte es sich überhaupt noch, stark zu sein, weiterzumachen, auf etwas zu hoffen, das ihr sowieso niemals zurückgegeben werden konnte?

Schwerfällig kletterte Emma in die Kabine. Der Sitz machte ein schmatzendes Geräusch, als sie sich in ihrer durchnässten Kleidung darauffallen ließ. Die Feuchtigkeit verstärkte den Geruch der rissigen Polster, den Gestank nach Motoröl und Kraftstoff. Wie sie selbst roch, vermochte sie sich nicht einmal vorzustellen.

Antoine kletterte hinter das Lenkrad und steckte sich eine Zigarette in den Mundwinkel, die er nicht anzündete. Diese neue Gewohnheit hatte Emma schon mehrfach bei ihm beobachtet. Dabei war er früher doch immer bereit gewesen, seine Mitmenschen in Tabakdunst einzuhüllen. Gehörte das zu

seinem neuen Ich, das er so offensichtlich zur Schau stellte? Trotzig kramte Emma herum und reichte ihm ein Messingfeuerzeug. Es hatte die Form eines Geschosses. Sie fasste es sehr ungern an, aber jetzt wollte sie einfach nur, dass Antoine mit seinen Spielchen aufhörte. Was auch immer er mit dieser Schau bezweckte.

»Bitte sehr«, murmelte sie und ließ die kleine Flamme auflodern.

Erschrocken starrte er auf ihre Hand. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich rauche nicht.«

»Seit wann?«, gab sie trocken zurück. Nein, er brauchte ihr nichts vorzumachen! Sein Verzicht auf Alkohol, seine permanente Fürsorge ... Als könnte sie je vergessen, was für ein Mensch er wirklich war. Es ärgerte sie, dass er anscheinend glaubte, die Vergangenheit wie ein gelesenes Buch zuklappen zu können, um eine neue Geschichte zu beginnen.

»Seit meiner Krankheit, die mir quasi nur noch eine halbe Lunge gelassen hat.« Verlegen rieb er die Lippen aufeinander. »Na ja, vielleicht ist es ein wenig übertrieben. Anscheinend habe ich immer noch einen Hang zum Drama. Aber meine Lunge ist zu sehr angegriffen, als dass ich sie mit dem Rauchen noch weiter kaputtmachen kann.«

Sie ließ die Flamme erlöschen und senkte die Hand. »Wozu dann die Zigarette?« Mit einem knappen Kopfnicken deutete Emma auf den Stängel, der zwischen seinen Lippen tanzte.

»Ist etwas Vertrautes. Beruhigt ungemein.«

»Ja, einen Hang zum Drama hast du gewiss.« Langsam wandte sie den Blick ab. Der Regen prasselte gegen die Windschutzscheibe und lief in Bächen hinunter. Dazu mischten sich einige Schneeflocken, die augenblicklich am Glas schmolzen. »Wir sollten fahren. Bald wird es ganz dunkel.«

Sie wusste nicht, warum sie das sagte. Zu welcher Uhrzeit sie bei ihren Eltern ankommen würden, konnte kaum etwas am rauen Empfang ändern, mit dem sie insgeheim rechnete. Es grauste ihr, ihnen unter die Augen treten zu müssen, sich zu erklären und um ihre Gunst zu betteln. Ein Schritt, der ihr um einiges schwerer fallen würde als bei Tante Mathilde.

Antoine startete den Motor. Trotzdem spürte Emma, dass er sie noch immer aus den Augenwinkeln betrachtete. Und obwohl sie es gern bestritten hätte, fühlte es sich anders an als sonst. Nicht mehr so eindringlich wie früher, als sie das Gefühl hatte, er würde sie mit Haut und Haaren verschlingen wollen. Oder sie am liebsten Stück für Stück ausziehen.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Emma versuchte, sich auf die Straße zu konzentrieren, um sich in der hereinbrechenden Dunkelheit zurechtzufinden. Erklärte den Weg, um von der seltsamen Stimmung in der Kabine abzulenken. Diese Atmosphäre gefiel ihr nicht. Sie zeigte ihr, dass alle um sie herum irgendwie weitergezogen zu sein schienen. Während sie zurückblieb.

»Es tut mir leid.« Antoinnes Stimme ließ sie zusammenzucken.

Ihre Finger verkrampften sich um das Feuerzeug, das sie noch immer in der Hand hielt. »Was genau?« Ihre eigenen

Worte kamen ihr rau und unbeholfen vor. Dabei war er der letzte Mensch, der ihre Verletzlichkeit bemerken sollte.

»Meine Besessenheit von dir. Die Übergriffigkeit. Dieser Brief ... Emma, ich kann mir nicht ausmalen, was dieser Brief angerichtet hat ... Zugegeben, ich habe mir auch keine Gedanken darüber gemacht. Natürlich könnte ich mich damit herausreden, dass ich zu krank war, um mir über irgendetwas Gedanken zu machen. Aber vielleicht zeigen gerade diese Deliriumsmomente, wer wir wirklich sind. Und als mein Kopf wieder richtig zu funktionieren begann, ist mir klargeworden, dass ich so nicht sein will. Ich kann nicht meiner Vorstellung vom Leben nachlaufen. Ich muss anfangen zu leben. Für mich selbst.«

»Schluss jetzt!« Sie presste sich eine Hand an den Mund. War es zu spät, doch noch mit Louise zu tauschen? Oder einfach so nach hinten auf die Ladefläche des Lasters zu flüchten? Denn seine Worte trafen sie wie ein Schlag in die Magengrube. Auch sie tat nichts anderes, als einer Vorstellung vom Leben nachzulaufen, seit Carl gegangen war.

Sie wollte, dass er aufhörte, all das zu sagen, was so wahr war.

»Menschen ändern sich, Emma. *Ich* habe mich geändert.«

»Und deshalb ist alles vergessen und verziehen?«

»Nein.« Ein Wort wie ein Hauch. So leise hatte sie ihn noch nie sprechen gehört. So bedrückt und ... irgendwie von sich selbst beschämt. »Ich kann nicht erwarten, dass alles vergessen und verziehen ist. Ich kann nur um Entschuldigung bitten. Und

hoffen, dass die Menschen, denen ich Unrecht angetan habe, diese Entschuldigung irgendwann zumindest akzeptieren. Was geschehen ist, kann man nicht mehr ungeschehen machen, das ist mir bewusst.«

Änderten sich Menschen wirklich? Verbittert presste sie die Lippen zusammen. Vielleicht war es nur ein neuer Trick, endlich das zu bekommen, was er wollte. Jetzt, da Carl ihm nicht mehr im Weg stand.

Zusammen mit den Tränen stieg Übelkeit in ihr hoch. Sie glaubte, ihr Spiegelbild sehen zu können. So verkniffen, wie sie da kauerte und vor sich hin starrte mit einem leeren Blick – wann war sie zu Tante Mathilde geworden, die die Welt von sich abprallen ließ, damit nichts mehr an sie heranreichte, was sie irgendwie berühren und an ihren Verlust erinnern konnte?

»Es ist ein langer Weg«, hörte sie ihn sagen und fragte sich, ob er den Weg zu ihren Eltern meinte. Oder sich selbst und seine Hoffnung darauf, dass sie ihm verzieh. Konnte sie es? Ihm irgendwann verzeihen? Oder war ihr Herz zu gebrochen, und es gab längst keine Hoffnung mehr darin?

Emma schloss die Augen und lehnte den Kopf an die Scheibe. Das Prasseln des Regens beruhigte nach und nach ihr Gemüt. Was dieser Weg ihnen allen auch brachte – sie mussten ihm wohl weiter folgen. Ob sie es wollten oder nicht. Ihre Gedanken wurden träge. Sie spürte die Kälte, die sich immer tiefer in sie fraß. Die Dunkelheit, die sie umschloss. Plötzlich hatte sie das Gefühl, sich mühsam durch eine zähe Masse zu kämpfen, obwohl ihre Bewegungen langsamer und langsamer wurden.

Bis sie kaum noch vorankam. *Du kannst nicht verzeihen ...* Die Stimme kroch in sie hinein wie unzählige Spinnen, die mit ihren haarigen Beinchen nach ihrer Seele tasteten. *Aber hast du dich je gefragt, ob ich dir verzeihen werde?* Ein Gesicht schälte sich aus der Dunkelheit. Aschfahl und mit tot dreinblickenden Augen. Sommersprossen wie Leichenflecken. Schmale, blutleere Lippen, wie beim letzten Atemzug leicht geöffnet.

Sie schrie ...

»Emma! Emma, hörst du mich? Wir sind da.«

Emma riss die Augen auf. Verwirrt blinzelte sie umher, am ganzen Leib zitternd. Carl suchte sie heim. Niemals würde er ihr verzeihen, seine Fabrik verloren zu haben. Wie auch? Wenn alles, was er erschaffen hatte, was in dieser Welt an ihn erinnern konnte, buchstäblich ausradiert worden war?

»Emma, geht es dir nicht gut?«, hörte sie Antoinnes erschrockene Stimme.

Sie riss die Tür auf und stürzte nach draußen. Louise kam bereits um den Laster herum, fing sie auf. Verzweifelt schlang Emma die Arme um ihre Schwägerin, drückte sie so fest, wie sie nur konnte, an sich.

»Ach du meine Güte, was ist nur passiert?«

»Ich ... Es ist nur ...« Sie war bloß weggedämmert. Was sie gesehen hatte, war nicht echt! Und doch weigerte sich ihr Verstand, es zu begreifen.

Antoinnes Schritte tönten.

»Hast du nicht gesagt, du willst nur mit ihr reden?«, zischte Louise wütend. »Was hast du schon wieder angestellt, dass sie

so völlig aufgelöst aus dem Wagen stürzt?«

»Er hat nichts gemacht«, murmelte Emma.

»Scht.« Vorsichtig strich Louise ihr über den Rücken. »Ich bin da. Wir alle sind für dich da.«

Emma schmiegte sich noch etwas mehr an die junge Frau. »Lass mich nicht allein«, murmelte sie in ihren Hals.

»Niemals. Was auch immer kommt – wir stehen es zusammen durch, hörst du mich?«

Emma nickte. Sie hatten es so weit geschafft! Irgendwie würden sie den Rest auch schaffen. Sie musste sich endlich zusammenreißen! Diese Menschen zählten auf sie.

Vorsichtig wandte sie sich aus der Umarmung. Jetzt hing alles von ihr ab. Sie musste es schaffen, ihre Mutter davon zu überzeugen, sie alle aufzunehmen. Denn noch länger würde es niemand von ihnen in diesem Laster aushalten. Wilhelmine am allerwenigsten.

Sie schaffte ein paar steife Schritte, um zu sehen, wie Antoine seinen Sohn von der Ladefläche hob und ihn am Bürgersteig hinstellte. Wie immer presste der Junge Gusti an seine Brust und versuchte, sie mit seiner Jacke vom Regen abzuschirmen. Ein bisschen so, wie Émile Perrin es getan hatte, wenn er die Katze in seinen Schal einkuschelte und sich mit ihr auf die Bank vor seinem Buchladen setzte.

Scharf saugte Emma die Luft ein. Zu qualvoll waren die Gedanken an den Mann, der ihr wie ein Vater gewesen war. Nie wieder würde sie seine Stimme mit dem französischen Akzent hören. Oder den Duft nach frischbedruckten Seiten und

Kamillentee einatmen, der ihn stets umgeben hatte. Émile, Ehrhard ... Carl. Zu viele, die nicht mehr da waren. Ohne dass sie etwas dagegen hätte machen können. Oder doch? Hätte sie ihre Liebsten besser beschützen sollen? Ehrhard nicht erlauben, sie in die Fabrik zu begleiten ... Carl und Émile von diesem wahnsinnigen Unternehmen abhalten ... War es ihre Schuld? Und wenn nicht – warum fühlte es sich dann so an?

Antoine nahm Wilhelmine in die Arme und drückte behutsam ihren geschwächten Körper an sich. Ihr Kopf mit den wirren grauen Haaren sank vertrauensvoll an seine Schulter. Er neigte sein Gesicht zu ihr und schien ihr etwas zuzuflüstern, während er sie fest in seinen Armen hielt. Es ging ihr deutlich schlechter als noch heute früh. Bange fragte sich Emma, ob ihre Schwiegermutter überhaupt bei Besinnung war, und atmete erleichtert auf, als sie merkte, wie Wilhelmine auf irgendeine Frage Antoinés hin nickte.

Sie mussten sofort ins Trockene!

Als hätte diese schwache Geste ihr Antrieb gegeben, marschierte Emma ins Treppenhaus. In der Dunkelheit, die sie empfing, fiel es ihr schwer, das beklemmende Gefühl loszuwerden, das sie befiel. Es roch streng nach Urin und gekochtem Kohl. Dazu mischte sich ein modriger Geruch alter Wände, die bestimmt voller Schimmel waren. Normalerweise würde ihre Mutter nicht einmal in die Nähe solcher Häuser kommen. Aber die schwierigen Zeiten hatten offensichtlich auch sie gezwungen, die Ansprüche den Umständen anzupassen.

Emma stieg die Stufen hoch. Ihre Schritte hallten durch das ganze Haus. Zum Glück war es nicht weit, ihre Eltern bewohnten das erste Stockwerk. *Appartement Nr. 5*, stand auf dem Kärtchen, auch wenn es Emma absurd vorkam, dass man die Bleiben in diesem Haus als *Appartement* bezeichnete.

Dumpf trommelte ihr Herz gegen ihre Rippen, als sie an die Tür klopfte.

Auf der anderen Seite ertönte ein Grummeln. Die rostigen Scharniere quietschten, und Emma schaute durch den Türspalt in das Gesicht ihrer Mutter. Dünn, faltig, völlig abgenutzt. Die hervorstechenden Knochen schienen die Haut aufzuspannen. Die dunklen Augen waren wie in Höhlen versunken.

»Ich weiß, ich bin die Letzte, die du sehen möchtest«, begann Emma, und ihre Stimme kippte, doch sie fing sich wieder. »Wir sind in Not. Können wir ... können wir drinnen reden?«

In Käthe Bergmanns Gesicht zuckte etwas. Ein Lächeln? Ihre Mutter zu deuten, war Emma noch nie leichtgefallen. Langsam kniff die Frau die Augen zusammen. Der plötzlich so wache Blick durchbohrte Emma förmlich. Mit einem Mal wirkte ihr spitzes, abgemagertes Gesicht füchsisch, als hätte sie unter einer hohen Schneedecke den Herzschlag einer Maus gewittert.

»Natürlich.« Mit dem Kinn wies Käthe Bergmann gebieterisch auf Wilhelmine. »Aber sie soll mich darum bitten.«

»*Ich* bin diejenige, die dich enttäuscht hat. Auf die du wütend bist. Und ich bin diejenige, die dich um Verzeihung bitten muss.« Gerade der letzte Satz hörte sich an wie der von Antoine. Nur dass seiner aufrichtiger geklungen hatte.

Ein Schnauben ertönte durch den Türspalt. »Auf wen ich wütend bin, entscheide immer noch ich. Entweder sie bittet mich darum, oder ihr verschwindet allesamt. Ich will aus ihrem Mund hören, wie sehr es ihr leidtut, mich und meinen Gatten von der Hochzeit unserer Tochter vertrieben zu haben. Und wie sehr sie hofft, dass wir anständige Menschen sind im Gegensatz zu ihrer gesamten Sippe.«

Emma ballte die Hände. Wäre sie allein dem Hohn ausgesetzt gewesen, hätte sie es ertragen können. Aber dass Wilhelmine ins Kreuzfeuer geriet, war einfach zu viel.

»Wilhelmine geht es nicht gut ...«

»Bitte.« Wilhelmines Lider flatterten. Kaum wahrnehmbar hauchte sie jeden einzelnen Laut – eine Anstrengung, die sie ihre letzte Kraft zu kosten schien. »Verzeih mir, Käthe. Ich hoffe von Herzen ... dass du uns ... hilfst.«

Die Härte in Käthes Mundwinkeln wurde noch eine Spur fester. »Damit ihr diese fremdländische Seuche in dieses Haus schleppt? Bis jetzt sind wir davon verschont geblieben.«

»Es ist nicht die Seuche!«, widersprach Emma hitzig. Auch wenn sie sich nicht sicher sein konnte. Fieber und Husten waren durchaus die Symptome, die immer mehr Menschen niederstreckten, so viel hatte sie mitbekommen. Aber die Vorstellung verbannte sie schleunigst aus ihrem Kopf. Wilhelmine würde wieder gesund werden. Wie sollte sie es ertragen, noch jemanden zu verlieren, den sie liebte?

»Was tut man nicht alles für die Familie, nicht wahr?«, säuselte Käthe hämisch. »Ich persönlich glaube eh, dass es gar

keine Seuche gibt. Es sind immer noch der Krieg und das Elend, die die Menschen töten.« Sie trat beiseite.

Antoine zögerte nicht länger und trug Wilhelmine herein, bevor Käthe es sich anders überlegen konnte. Emma schlüpfte hinter ihm durch die Tür.

Die Wohnung war klein und spärlich eingerichtet. Eine Petroleumlampe auf einem einfach gezimmerten Tisch beleuchtete schwach die Wände, die mit schiefen Regalen bestückt worden waren. Eine Küchennische, eine Tür zu einem weiteren Raum, ein Schrank, der nicht ganz zuging. Als Louise und Frederick ebenfalls eintraten, war es, als könnte man sich zwischen diesen Wänden kaum noch bewegen. Die Katze krallte sich verängstigt in den kleinen Jungen, und am liebsten hätte sich Emma ebenfalls in irgendetwas festgekrallt. Aber jetzt ging es um alles! Und sie durfte weder Schwäche noch Angst zeigen.

Vorsichtig bettete Antoine Wilhelmine auf ein schmales Sofa, das unter dem Fenster stand. Emma eilte zu ihr, sank vor dem Sofa auf die Knie und prüfte Wilhelmines Fieber. Es war gestiegen. Neben einem erholsamen Schlaf brauchte ihre Schwiegermutter dringend einen Arzt. An eine Weiterfahrt war nicht zu denken.

»Nun, meine Teuerste.« Aus dem Augenwinkel sah Emma, wie ihre Mutter die Arme vor der Brust verschränkte und auf Wilhelmine herabsah. Der füchsische Ausdruck wirkte wie eine Karnevalsmaske. »Jetzt bist du drin. Dann lass uns darüber

reden, wie weit deine Dankbarkeit geht, sofern du bleiben willst.«

»Mama!«

Ihr lauter Ausruf scheuchte Gusti auf. Das Tier sprang auf den Boden, huschte panisch umher.

»Ich hoffe, du verstehst, dass ich nicht einfach so Flüchtlinge aufnehmen kann«, fuhr Käthe Bergmann fort und trat nach der Katze, die an ihren Füßen vorbeiflitzte. So stark, dass Gusti unter das Sofa geschleudert wurde, wo sie erst einmal blieb, vermutlich völlig verstört in eine Ecke gedrückt. »Sieh dich um. Wir haben selbst kaum etwas. Also: Was ist?«

Wilhelmine hob eine Hand und streifte mit einer langsamen Bewegung einen Ring von ihrem Finger. Den wertvollen Ring mit einem Smaragd, den Ehrhard ihr geschenkt hatte, sobald er sich Gold und Edelsteine für seine Frau leisten konnte. Weil er dachte, der einfache Reif aus Messing würde ihr nicht gerecht werden.

Emma senkte den Blick auf ihre vernarbte Hand. Nun schmiegte sich der Messingring an ihren Finger. Und etwas Wertvolleres als dieses Kleinod, das Carl ihr in Perrins kleiner Buchhandlung auf den Finger gesteckt hatte, konnte sie sich nicht vorstellen.

Wie durch einen Nebel sah sie, wie Wilhelmine Käthe den wertvollen Ring entgegenhielt.

»Ist es weit genug, wie meine Dankbarkeit geht?« Ihre dünne Stimme brach. Länger würde sie kaum noch durchhalten.